SIRIUS

Jahrgang 1915-16 **Zürich**, den 1. Mai Nummer 8

Herausgegeben von Walter Serner

Feststellungen

Dass der Widerspruch, der in der Bezeichnung „reproduktive Kunst" liegt, denjenigen, welche dieser Begriff einer zu sein dünkt, nicht klar wird, macht ihn möglich. Seine Voraussetzung ist deshalb, dass sowohl das Reproduktive als auch die Kunst begrifflich nicht erfasst wurden. Wären sie es, so wäre es unmöglich, dieser jenes zum Attribut zu geben und es so zu einem künstlerischen Sonderausdruck zu erheben. Denn alle Kunst ist Geist und hat mit seiner Wiedergabe, die ihn lediglich memoriert, nur den Stoff gemeinsam. Was sie von dieser unterscheidet, ist in ihrem Schöpfer beschlossen und damit jedem andern unerreichbar. Es ist in seinem Besten so an den Ursprung gekettet, dass nicht einmal, wer ihn in sich trägt, in seiner ganzen Quelltiefe es zu wiederholen vermag und jeder andere, der es tut, wiederholt noch weniger. Es ist stets nur der Widerschein. Die Lichtquelle, von der er kommt, erfühlen kann nur, wem selbst eine zuteil ward. Widerzuspiegeln vermag sie niemand. Der vollste Beweis für diese Erkenntnis ist die Musik. Sie ist der einzige Kunstausdruck, der mit seiner Wiedergabe nicht einmal den Stoff gemeinsam hat. Deshalb ist ihr Geist so schwer zu erfühlen und seine Wiedergabe derart isoliert, dass der völlige Mangel an Widerschein das Virtuosentum, das kunstferner ist als alles andere Reproduktive, zur Folge hatte. Der Ton, die schwankendste der Sinneswahrnehmungen, wird zur Gänze unwirklich, wenn er Note wird. In ihr steht er für eine Zahl, die kein Instrument und keine Stimme je erfüllt, und für die Zeit, deren Abstraktion jene ist. Darum ist die Mathematik, die konkret gedachte Zeit, der Stoff der Musik und deren Geist das Gefühl der Sphäre, das dort am mächtigsten wird, wo es die Zeit überwindet, indem es in ihr aufgeht. Nur Beethoven erschloss es sich im dritten Satz der Appassionata und in der Waldsteinsonate und es ist tief folgerichtig, dass er fast alle Parti uren schrieb, bevor er sie spielte und auch taub geworden ungehindert weiterkomponierte. Dass Musik von so Wenigen ge-

lesen werden kann, macht sie so schwer erfühlbar. Denn gespielt wird sie stets zum schwankenden Tönen und in die Zeit gesetzt und fast ganz konkret, wenn sie virtuos, also unter dem beherrschenden Willen eines Körpers wiedergegeben wird. Wirkend und doch unbegreiflich, breitet sie sich dumpf und schwer um den Kopf und nimmt denen, die ihr suggestiv erliegen, für Stunden den kleinen Rest von Klarheit. Hier wird sie nicht einmal zum Zeitvertreib wie alle niedere Musik, die als Gesangs- oder Tanzbegleitung doch wenigstens ihren Zweck erreicht und ebendeshalb dem Geist der wahren Musik näher steht als ein Scherzo, von Hubermann gespielt. Ohne sie lesen zu können, kann ihren Geist zu erfühlen beschieden werden, wenn man ungesehen vom Nebenzimmer aus ein innerlich durchaus unbeteiligtes junges Mädchen die Waldsteinsonate herunterleiern hört. Es beginnt wie in der Mathematik mit der fiebernden Gespanntheit, ob die Zahlenreihen in das richtige Verhältnis geraten, ob die Aufeinanderfolge durch alle Fügungen hindurch die richtigen Teilergebnisse bringt, und endet mit dem befreienden Gefühl, dass alles aufgegangen ist. Aber es ist gesteigerter und unwirklicher, ein bewusstes und gleichwohl ungedachtes Hinausgelangen über alles Zeitliche. Es ist unbeschreiblich. Denn es ist Musik. Und es ist unreproduzierbar. Darum ist der Virtuose, dieser Sänger auf dem Instrument, kein Künstler. Und darum ist es auch der Sänger nicht. In ihm erreicht der Ton seinen grössten Wirklichkeitsgrad und damit seine grösste Schwankung. Hier vermag er auch nicht mehr für die Note zu stehen. Die letzte Höhe, die Beethovens Musik erklomm, vermöchte auch das innerlich unbeteiligteste Singen nicht zu vermitteln und es ist nicht zufällig, dass jene beiden Werke für keine Stimme geschrieben wurden. Die, welche gesungen werden, sind, wenn sie aufhören, Zeitvertreib zu sein, unter Musik gesetzte Sätze. Das Wort, das den tiefsten Ursprung hat und seinen Ton nur in der Sprache, wird hier vertont und soll in seiner gewalttätigsten Entstellung sein Bestes geben und das der Musik. So lästert das Wort die Musik und die Musik das Wort. Und so gibt der Virtuose der Stimme mit dem des Instruments ein Konzert, das ein Ohrenschmaus sondergleichen ist. Wird es aber gar zum Schau-Spiel, zu welchem das Leben komponiert ward, so gibt es die vielfachste der Lästerungen, die Oper. Ihr Massenaufgebot von Reproduktionen ist heute am meisten geschätzt und am häufigsten besucht. Es entspricht seiner Zeit, die überall den Virtuosen mit dem Künstler verwechselt, das Künstliche mit der Kunst, die Reproduktion mit dem Geist. Ihre Kunst, auch wenn sie sich nicht reproduktiv

heisst, ist deshalb zum weitaus grössten Teil „reproduktive Kunst" geworden.*)

*

Es ist sicherlich keine Besonderheit, dass gute Musik stets so trübselig auf mich wirkt; schlechte Musik nur aus der Ferne.

*

Die Bewusstheit des genialen Malers vor dem Realen ist malerisch nicht zu vermitteln. Was er vermittelt, ist die Erkenntnis, dass er dachte, was er nicht aussprechen konnte und deshalb zu malen versuchte. Da aber ein unaussprechbar Bewusstes nicht zu malen ist, so ist ein Maler genial, wenn er nicht malt. Deshalb erkenne ich den genialen Maler an der Grösse der Summe dessen, was ihm missglückt ist. Dem schlechten Maler glückt alles.

*

Herr Max Oppenheimer ist ein Maler, dem es vor sechs Jahren glückte, den Wiener Stadtpark wie Liebermann zu malen, vor fünf Jahren Jünglinge wie Gainsborough, vor vier Jahren Porträts wie Kokoschka, vor drei Jahren Kompositionen wie Greco. Gegenwärtig hat er sich gefunden. Es ist ihm nämlich zum ersten Mal etwas missglückt: Applikationen, wie Picasso sie verwendet, malt er.

*

Natürlichkeit kommt nur Unbewusstem zu. Daher ist sie ein Kriterium für die Dummheit, die als Vorzug preist, was allerdings natürlich, aber ein Manko ist, und die Einfalt des Weisen, die Natur an sich, als posiert agnosziert.

*

Gestaltung? Niederschreiben, was dem Bewusstsein erreichbar ist, und so, dass der Satz das Bewusstgewordene erfüllt, weder darunter-, noch darüberhinausfällt. Das Fehlen gegen die Erfüllung, das als täuschendes Auslassen oder als verlogenes Komplizieren ihren Mangel verbergen will, hat alles Schlechte in der Literatur auf dem Gewissen.

*

Der Mystizismus ist dort, wo er wertvoll ist, die Form des Erlebnisses. Er ist der Geist, der das Leben so ernst nimmt, dass er ausserstande ist, es so gradeweg ernst nehmen zu können. Im Gegensatz zum Materialismus, der intelligent ist und die Wolke nur als Wassertropfenansammlung begreift.

*

Das Napoleonische ist die Struktur des französischen Genies. Voltaires Böses musste Bosheit bleiben; Rousseau beging mehrere Verbrechen; Balzac, den Rodin napoleonisch

*) Dieser Abschnitt ist eine Ergänzuug des in der vorigen Nummer erschienenen Aufsatzes „Das Theater."

meisselte, litt unter Tatlosigkeit; Verlaine schoss auf Rimbaud, der ein Napoleon geworden wäre, wäre er nicht in eine gelegenheitslose Zeit hineingeboren worden, und so als abenteuernder Kaufmann in Afrika umherzog.

*

Weniges ist dümmer, als um seinen guten Ruf besorgt zu sein. Den Köpfen der Kleinen erscheint der Grösste klein. Zudem lassen die Kleinen auch den Kleinen keinen guten Ruf, da sie ja doch alle klein sind.

*

Das Frühjahr macht das Leben so stark sich erneuern, dass die Jugend müde und krank wird und viele Greise sterben. Frauen werden blässer und nur Männer sehen gesünder aus. Auch hier berühren Leben und Tod einander.

*

Es gibt keine persönlichen Beziehungen zwischen Menschen. Letzten Endes ist jedes andere Ich der Feind des meinen. Es wird unsäglich mehr gehasst, als auch nur geahnt wird. „Liebe deine Feinde wie dich selbst!" Welch ein Wort! Wieviel meine ich nicht schon erreicht zu haben, wenn ich sie nicht hasse.

*

Die Bevölkerung des Heimatortes, die man hasst, weil sie zu sich herunterziehen will, meidet man, solange man in ihrer Mitte zu leben gezwungen ist. Sobald man weiss, sie binnen kurzem für immer verlassen zu können, trägt man seinen Hass mit Wollust an ihr vorbei.

*

Nie ist man mehr bereit, einem Menschen hoffend sich hinzugeben, als wenn man kurz vorher von einem andern verraten wurde.

*

Das Weib sagt nie, was es denkt, sondern nur was ihm einfällt. Und das ist von einem Mann.

*

Lust ist ein Schwindel. Wort und Begriff decken einander oft mehrfach. Durch solche Feststellungen kann die Zahl der mühseligen Wege zu Erkenntnissen verringert werden.

*

Der Mann ist auch dann zum Bekennen eines Unrechts zu veranlassen, wenn es ihm nicht mehr bewiesen werden kann. Ein Weib niemals.

*

Die Ironie ist fast stets eine Unterart der Dummheit; manchmal eine des Irrsinns.

*

Die Schwerhörigkeit vieler ist meist nur zu einem Viertel

organisch. Der Rest fällt zu gleichen Teilen auf die Unfähigkeit, Konzentriertes zu verstehen, auf den Aerger darüber und auf den glücklichen Einfall, der Mann spreche zu leise.

*

Eine wichtige, vielleicht als häufigste Veranlassung die wichtigste Komponente des Lustmords: das Wehren des Weibes. Die Verlogenheit, die hier sich kundtut, wirkt auf den geistigen Mann mit derselben Wucht wie auf den Verbrecher. Der Unterschied zwischen ihnen besteht darin, dass dieser mit dem Tode bestraft, was jener mit dem Leben sühnt.

*

Das Erlösungsbedürfnis des Weibes, wiewohl an sich berechtigter, ist weitaus kleiner als das des Mannes. Das wahre Leid des Weibes ist der verwaiste Schoss. Deshalb ist jene Ruhe, die der Mann sich erringen kann, dem Weib unerreichbar, das oft Kinder haben will, um mit ihnen die Pausen auszufüllen. Es stopft mit ihnen seine innere Leere und opfert die Qual neuer Leben auf dem Altar seiner Begierden.

*

Jeder hat die moralische Verpflichtung auszusterben.

*

Das Blutband ist eine schwächliche Voraussetzung. Nicht nur, weil stets lediglich die Mutter gewiss ist. Mit dem Nabelschnitt ist das Unwichtigste aus. Was dann beginnt, kommt über die Gestirne her.

*

Müdigkeit ist stets ein würdeloser Zustand und oft mit einem starken Schuldgefühl verbunden.

*

Die allgemeine Moral in rechtlosen Staaten ist grösser als in kodifizierten. Die gerade Willkür ist immerhin ehrlicher als die, welche nicht einmal automatisch ist.

*

Der fürchterlichste Beweis für die Antimoralität des Strafrechts ist der Krieg. Einige wollen noch mehr Geld und Millionen werden auf Befehl derer, die das Strafrecht zum Schutze der Lebenden vor dem Mörder schufen, gemordet; die es aber in Wahrheit nur schufen, damit die, welche gemordet werden sollen, um Kapitalsinteressen zu unterstützen, nicht aus andern Gründen gemordet werden.

*

Ueber Europa ist eine desperadohafte Lethargie gekommen, die zu nichts entschlossen ist: zu allem.

Walter Serner

Leonhard Frank

Das sind die stärksten Dichtungen, die unsre verborgenste Wesentlichkeit um und um wühlen zur schlackenlosen Geburt und diesen neuen Menschen in sichselbstverblutendes Bekenntnis treiben, Wo wir klein waren und uns mit Hass heilen wollten, wo wir dem über uns Verhängten allen Schimpf antaten, um es zu vernichten, da siegen die dornengekrönten Schöpfer, zerrungen von unerbittlicher Justiz übers eigene Gewissen, indem sie dem Verhängnis gerecht werden, und so restlos erledigend und vollkommen ist ihre Tat, von der Schwere der Selbstüberwindung in Reife wuchtend, dass sie mit einer unendlichen Gebärde auch uns noch endgültig vor Gott rächt. Das sind die Bücher, die Religiosität, Ethos, Geistigkeit und umstürzende Gewalt in einem grossen und wahrhaft erlösenden Sinne haben, die das Verbrauchte einer ganzen Epoche zu nichts brennen und mitten in unser Leben hinein eine Jakobsleiter bauen. Gesegnet, wenn sie uns noch erreichen, eh es zu spät wird.

Der Roman „Die Räuberbande" lässt uns geläutert werden in des armen Michael Vierkant Jugendsklaverei, jähem Aufschwung, Tod und Verklärung. Nichts bleibt diesem Oldshatterhand grausigsüsser Flegeljahre geschenkt, und selbst in dem späten Augenblick, wo der kürzeste Weg schon so nahe grüsst, reisst ihn der Dämon zur verhängnisvollen Kurve. Alles wird ihm abverlangt bis aufs Herz und immer steht er verlassen an einer Kreuzung, wenn die andern schon auf breiter Heerstrasse sich tummeln. Die unbekümmert-rabiate Indianerei der Kälberzeit ist ihm ein Pfand für etwas Wirkliches noch, als die Genossen längst sich zu vielfälfiger, einrenkender und Fühlung nehmender „Gesetztheit" hinüberzutasten begannen, Künstlertum kommt wie ein Nachtwandeln über ihn, und vom vermeintlichen Mentor trifft ihn hinterrücks der Hieb, von dem er sich nicht mehr erholt. Die Schlinge Demütigung würgt seinen Hals, er zappelt, prallt zurück, wenn ein Blitz die runde Gemeinheit der Nichtzufassenden jäh erhellt wie in jener Höllenvision des Schlachthofes, lockert sie scheinbar und knüpft sie nur umso zielbewusster wie im Spessartidyll, will sie sacht abstreifen unter der Sonne Genuas, aus der die Todesfahrt ins Eiskalte steil hinuntersaust. Der Moloch Verleugnung steht protzig starr wider ihn auf, und weil dem armen Oldshatterhand die Muskeln für diesen Kampf von Kind an zerschnitten sind, wählt er das Unwiderrufliche, das eine halbe Flucht ist. „Es gibt nur zweierlei: lügen wie die Andern, sein wie sie oder ihre Verachtung verachten, einsam sein. Blicke auf das Lächeln der Verheissung auf meinem Gesicht und töte das Schwache und Feige an dir." Viel Grausiges und Süsses versinkt. Die rührend-ungenierte Andacht beim selbst-

gepflanzten Zwetschgenbäumchen, die Liebe einer sterbenden Mutter endlich nach lebenslanger Verzauberung aufstrahlend über des misshandelten Sohnes Zukunft und einer andren Mutter Umarmung sich duckend in die banalen Worte: „Einen Gummimantel hast du dir gekauft?", und viel unvermittelte Angst und unbegründeter Wagemut und Irrlichterei von Mädchen und Kletten da und dort und der verzerrte Spuk unnütz verwüsteter Bohème. Und die Vielen, die sich hinüberstahlen über die verdächtige Brücke und den Sündenzoll bezahlten mit der eignen Sehnsucht und sich aus Zugeständnissen nnd kleiner Selbstvergesslichkeit ein zureichendes Bett bereiteten, atmen, trinken, sitzen im Warmen; alle Revoluzzerei der Räuberbande mündet in die biedre Zählebigkeit des Skatklubs „Bargeld lacht", und grade der verachtete Duckmäuser hat leibhaftig das gelobte Land ihres Anfangs geschaut, und Winnetou rettete sich in einen „neuen, ruhigen Traum, der gar nie mehr enden wird", wurde ein Mönch in brauner Kutte und „hatte ein stilles klares Gesicht und einen Pickel am Nasenflügel."

Dem armen Oldshatterhand fehlte Freiheitsbewusstsein und stelbständige Sicherheit, um dem Moloch ins Auge zu trotzen. Was davon in ihm keimte, war unter der Fuchtel plumper Lehrgewalten jämmerlich eingegangen. In seiner Leidensgeschichte stand, auf dreiviertel Weges, schon dies Gespräch: „ . . . Und doch hat vielleicht nur die Stadt den Herrn Mager zu so einem harten Lumpen gemacht, zu einer Strafmaschine. Er rächt sich dafür, dass ihm die Stadt und das Leben seine Seele verkrampft und verdunkelt haben, an seinen Schülern. . . Er selbst ist ganz unschuldig."

„Glauben Sie?" fragte Oldshatterhand tief betroffen.

„Halt!" brüllte da der Fremde entsetzt, „nein nein nein! Rächen Sie sich. Wehren Sie sich! Prügeln Sie! Mit dem Rohrstock ins Gesicht, bis er am Boden liegt!"

In der Erzählung „Die Ursache" (wie der Roman vom Verlag Georg Müller in München herausgebracht) wird das Exempel statuiert, der Lehrer Mager am Leben gestraft. Der ihn straft, geht an diesem Exempel zugrunde. Noch einmal ergiesst sich die ganze Quelle der Erkenntnis in ein herrlich-schroffes Werk, das unser Aller Sache wider das „Geschick" von Urgrund zu Urgrund ausficht. „In der Eisenbahn träumte er: ein gewaltiger Zug junger Menschen zieht gleich ihm nach den verhassten Heimatstädten, die Kindheit zu durchforschen nach dem Messer, das ihnen allen die Sehne der Kraft durchschnitten hat." Einmalig feststehender hat es noch keiner von uns allen zu gestalten vermocht! Natürlich triumphiert die Macht, weil sie ja weder Gewissen, noch Scham hat, und weil sie vor den Eingang zum sichselbstaufgebenden Eingeständnis eine Zinne stellte, die zwar

nur Kulisse auf Leinwand und Holz gepinselt ist, aber der gutwilligen Selbsttäuschung ihres Erhaltungstriebes genügt. („Denen kann ich niemals erklären, wie es kam, denn sie erdrücken mich mit ihrer Logik, die nur an der Oberfläche des Geschehens ihre Schlüsse findet. . . und dadurch Recht behält.") Das Gewissen wird gepeitscht, bis es blutet, aber da sind die Blutstropfen Sterne, ein neuer Himmel flammt, an dem kein Schwert sein darf. Christus stirbt. Aber die zwei Schächer: der Judas an sich selber, der Einäugige, im Selbstmord verspätet sich entsühnend, und das Strassenmädchen, die als einzige der ekelhaftere Mord „Im Namen des Königs" rebellisch macht, werden am selben Tage noch mit ihm im Paradiese sein.

Diese Anklage für Aeonen brennt Stigmen ins Fleich, die ein Zeugnis-Ablegen mit dem ganzen Menschen fordern .Es sollte freigebigst unter die Hoffnungsvollen, unsre Sintflut Ueberlebenden verteilt werden!

„Aber es gibt ein Kreuz in grauer teuflischer Einsamkeit. An diesem furchtbaren Kreuz hängt der krummgenagelte Mensch, der nicht mehr rachsüchtig sein, sich nicht mehr wehren kann und will, weil er weiss, dass alle, die ihm Böses antun, dass auch der brutalste Mörder nur ein armer Lump und ohne Schuld ist. Weil man ja auch ihn so lange gepeinigt, gedemütigt, geschlagen, hat bis er ein bösartiges, gefährliches Tier wurde . . . Der Mensch, der das weiss und danach handelt, der hängt an dem schaurigsten Kreuz, auf dem schaurigsten einsamsten Gipfel. Denn ihn quälen alle, weil sie fühlen, dass er nicht zurückschlägt."

Die Dichtungen Leonhard Franks spenden das Sakrament von Erschütterungen, die zum Gelübde für den langwierigsten Passionssteg wappnen und Revolutionen segnen, die fruchtbar sind, weil sie reinen Herzens sind. Gebenedeit, wen es erreicht, ehe sein Armsünderglöcklein schlug!

Max Herrmann (Neisse)

Die Entschuldigung

Plötzlich sah er sich in einem grossen Ladenspiegel auf sich zukommen. Er ging rascher und blieb knapp vor der Scheibe stehen.

Regungslos betrachtete er lange sein Gesicht, ohne an irgendetwas zu denken. Nur ein leises Wollustgefühl war in ihm. Als er in seine Augen sah, musste er schnell davon.

Fast wäre er mit einer sehr dicken alten parfümierten Dame, die vor dem Schaufenster stand, zusammengestossen. Dennoch zog er ratlos den Hut. Dabei ging es ihm durch den Kopf: wenn sie mich vor dem Spiegel beobachtet hätte, o wie



Bildnis Mme de B. *Christian Schad*

lächerlich und wie dumm. Das machte ihn unversehens heiter und sein Gehen geriet in selbstgefälliges Schlendern, das ihn aber sofort, als er es wahrnahm, missmutig stimmte. Er stiess den Atem gequält hinaus und riss die Brauen nach oben: „Ach" . . .

Nun wurde er zornig, ohne es begreifen zu können, und es deshalb noch mehr. Er rieb die Zähne aufeinander, dass sie knarrten, und begann fast zu laufen. O, nur nichts denken, nichts fühlen, gar nichts . . . so . . . so . . . so . . . Schliesslich sang er leise im Takt zu seinen Schritten den Kaiseradlermarsch. So geht es am besten, fühlte er und als er es dachte, war ihm alles so gleichgültig, dass er laut weitersang . . .

Wie stets, wenn er kein bestimmtes Ziel hatte, ging er einen oft von ihm benützten Weg. So war er nach kurzer Zeit vor dem Café.

Vor dem Eingang blieb er stehen und sah leer auf das Strassengetriebe. Dann hingen sich seine Augen, gleichsam um zur Ruhe zu kommen, an ein flinkes kleines Weib, bis es um die Ecke war; dann an einen Mann, dessen übergrosse Füsse von den Fersen aus auseinander strebten . . . Wie unbeholfen, der muss albern sein. Irgend etwas an diesem Mann erinnerte ihn an Frundner und so an das Gespräch von gestern mit ihm. Und erst jetzt ärgerte er sich masslos über sich. Nebenher lief die Ueberlegung, ob er nicht vorhin auf Albernheit geschlossen hatte, weil ihm schon Frundner auf die Gedächtnisschwelle . . . Er lächelte verzerrt. Der Umstand, dass er ja doch alles schon während des Gesprächs ganz klar gewusst hatte, beruhigte ihn und er beschloss, indem er sich aufrichtete, von nun an in solchen Fällen anders zu handeln, fester, selbstbewusster. Und als wäre dieser Entschluss die Ursache, ging er rasch ins Café.

Doch schon zwischen den Flügeltüren des Eingangs beschlich ihn eine dumpfe Resignation, das unsicher machende wehmütige Gefühl, dass das alles ja doch nicht von ihm abhänge.

Er begann, sich mühsam zwingend, einen politischen Leitartikel zu lesen, fand mit nicht eingestandenem Erstaunen Interesse an ihm und las ihn zu Ende. Dann aber dachte er: aha, so hilft sich die Schwäche . . . ach was! . . . und las alles Folgende, Zeile um Zeile.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

„Ja bitte." Er legte unwillig die Zeitung weg, doch als er Kanulf betrachtete, war es ihm, als bestünde etwas zwischen ihnen, das der Klärung bedürfe. Er vermochte jedoch nicht, sich darauf zu besinnen. Das Finstere, das dadurch in seine Züge kam, deutete Kanulf als Ablehnung und wurde unruhig und bald erbittert. Zudem hatte dieser die Absicht gehabt, wegen ei-

nes kürzlichen Vorfalls sich zu entschuldigen. Nun beherrschte es ihn, Scharoll zu verblüffen, zu verletzen.

„Lassen Sie sich nur nicht stören. Lesen Sie den Dreck ruhig weiter."

Der Ton dieser Stimme brachte Scharoll schon fast auf das, worauf er zu besinnen sich abmühte. Zugleich wusste er um den Grund dieses Ausfalls, den er aber sofort überging, da es ihn zu fragen drängte. So veränderte er schnell sein Gesicht: „Sagen Sie, wie war das denn . . . es war doch . . . vor kurzem . . ."

Kanulfs Augen wurden miteins grösser, seine Wangen heller. Sein ganzer Körper brach in hastige freudige Worte: „Ja, das wollte ich Ihnen schon seit einigen Tagen erklären. Wissen Sie, die Sache war so. Dadurch dass Sie so im allgemeinen sprachen und sich an niemanden direkt wandten, schien es, als wollten Sie sich so eine Art objektives Richteramt in dieser Geschichte zulegen. Sie hatten natürlich recht, aber wenn Sie direkt zu mir oder zu Doktor Mal gesprochen hätten, wäre es besser gewesen . . . Ich meine, ich wurde dadurch gereizt, obwohl ich wusste, dass Sie recht hatten, und erst nachher wusste ich, dass es unrecht von mir war gereizt zu sein und wegzugehen. Ich wollte Ihnen das übrigens von selbst sagen. Sie kamen mir mit Ihrer Frage zuvor, was mir aber sehr angenehm ist. Denn nun weiss ich, dass Sie selbst annahmen, es war hier etwas nicht ganz so wie . . . Ich meine . . . Sie verstehen doch. . ."

Schon nach den ersten Worten Kanulfs hatte Scharoll des ganzen Vorfalls sich erinnert und wunderte sich, dass er ihm nicht augenblicks gegenwärtig geworden war. Die Entschuldigung aber fiel seinem Gefühl über den ihr zugehörigen Ton hinaus. Auch wurde ihm etwas an dieser Szene von damals plötzlich unerklärlich. Schon wollte er wieder sein Gedächtnis bestürmen, als sich irgendwie Misstrauen in ihm spitzte. „Sagen Sie . . ." Er wartete auf seinen Entschluss. „Sagen Sie, ich kann . . ich kann mich nämlich mit dem besten Willen jetzt nicht erinnern, das heisst so im allgemeinen ist mir ja noch einiges . . . Es war hier im Café, nicht wahr, und ich sagte . . . Warten Sie . . . Nein, es ist nicht möglich . . . Wie ist das nur möglich . . ." Als er schwieg, erschrak er über sich. Dann redete er sich ein, dass es vielleicht doch ganz gut so wäre, und sah, als versuche er angestrengt, sich zu besinnen, auf einen Beleuchtungskörper.

Flüchtig stutzte Kanulf. Mit einem Mal aber wurde er heiterer und beweglicher als vordem, legte beide Arme wohlig auf den Tisch und begann, als freute er sich, überdies erzählen zu können, sehr langsam und auf den Worten verweilend. „Ja, die Sache war doch so. Sie sassen mit Doktor Mal am Tisch. Dann kam Germaine und ich und dann die Pfeilhuber. . . Wir sprachen . . . Ja, so wars. Wir sprachen von der Kokotte. An-

knüpfend an die Gefängnisstrafe, die die schöne Kreolin wegen eines Diebstahls bekommen hatte. Doktor Mal pries die Kokotte in allen Tonarten, aber es stand, wie stets bei ihm, nicht fest, ob er es nicht ironisch meinte. Schliesslich sagte er, die Kokotte sei ein verehrungswürdiges Geschöpf, das einzige Weib, das es verdiene, eine Heilige genannt zu werden. Germaine sagte darauf, er solle doch keinen Blödsinn quatschen, jedenfalls sei, wer stehle, nicht zu den Heiligen zu rechnen. Der Pfeilhuber fühlte sich dadurch beleidigt. Aber weder ich noch Germaine wussten, dass Fräulein Pfeilhuber im Kaufhaus des Westens Einkäufe zu machen pflegt, ohne ans Bezahlen zu denken. Und als nun die Pfeilhuber sagte, sie sei im Zweifel darüber, wer besser sei, eine, die sogar stiehlt, oder eine, die bloss hurt, und dazu unerhört frech lachte, da sagte ich, um das Ganze zu beenden: ‚Es handelt sich doch nur um einen Diebstahl. Ein Diebstahl wird nicht gemeiner, wenn eine Kokotte ihn ausführt. Jemand hat gestohlen und wird bestraft, basta.‘ Die Pfeilhuber aber begann sich nun erst recht zu ereifern und verteidigte den Diebstahl als Sabotage, als Propaganda der Tat, wobei ihr Doktor Mal auf seine übliche Art sekundierte, indem er sie als leuchtendes Beispiel hinstellte. Und um Germaine, die sich doch musterhaft verhielt, nicht ohne sein zweifelhaftes Lob sitzen zu lassen, machte er eine geschickt versteckte Bemerkung, so ungefähr, als könne sie mit sich zufrieden sein, da sie schon mehreren Männern . . . Nun ist aber doch Germaine wirklich noch, fast möchte ich sagen ein unschuldiges Kind. Ich muss das doch wissen . . . ja . . .“

„Jaa . .“ Scharoll dehnte das Wort, um, ohne mehr sprechen zu müssen, Kanulf zum Weiterreden zu veranlassen. Er wollte das jetzt mit einer Hartnäckigkeit, die ihm seltsam erschien, und sah, wie um sich das zu erklären, Kanulf scharf ins Gesicht.

Dem wurde es dadurch unmöglich weiterzuerzählen. Gleichzeitig aber trat ihm ein Lächeln unter die Augen, das ihn unsicher machte. Um sich darüber hinwegzuhelfen, entschuldigte er sich abermals: „Nämlich, obwohl in diesem Augenblick, als Germaine eben dem Doktor Mal über den Mund fuhr, Sie sprachen . . . Obwohl Ihre Worte also ja doch richtig waren, wusste ich aber auch, dass Germaine noch nicht im Stande sei, sie ganz zu verstehen, und fürchtete daher . . . ich meine . . . dass sie ungehalten werden könnte. Und das hätte zur Folge gehabt, dass ich zwischen zwei Feuer geraten wäre, na ja, nicht, Sie verstehen mich schon . . . Und das ist ja selbstverständlich, dass ich da . . . Ich habe übrigens am selben Abend Germaine die ganze Sache erklärt . . Ja . . .“

In der Nähe hatten sich Fremde niedergelassen. Scharoll musste ihr Gespräch mitanhören und da er die Sprechenden nicht sah, verursachte ihm jedes ihrer Worte Ekel. Später erstaunte

er darüber, dass ihn dieser Umstand gedrängt hatte, nun zu sprechen und so kam etwas Nervöses, Zittriges in seine Rede: „Aber das Problem ist wirklich sehr ernst. Man braucht doch nur zu bedenken, dass es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die in alles hinübergreift. In der Kokotte ist dieses Problem gewissermassen verdichtet und durch das Geld kompliziert. . .“ Er hielt inne, da er damals die gleichen Worte gebraucht hatte. Nun schämte er sich deshalb, obwohl er es durchaus ohne Vorbedacht getan hatte. Gegen seinen Willen sagte er aber nun doch Neues: „Doktor Mal ahnte ja nicht, dass er recht hatte. Auch der niedrigsten Kokotte, die Trieb und Berechnung nicht mehr zu unterscheiden vermag, bleibt ein furchtbares Märtyrtum, trotz allen Zoten und trotz aller Habgier. Denn sie ist ein Opfer, ein schreckliches Opfer, das sich oft sogar fast bewusst hinopfert. Ein Schurke, wer hier richtet! Und dann das Geld! Dass man es immer noch angreifen kann, da man doch weiss, dass es auch hier rollt! . . . Welcher Teufel muss das Geld erfunden haben und welcher Mensch konnte es zum ersten Mal benützen! Aber welcher Hallunke konnte s e i n Opfer d a r u m betrügen! . . .“

Scharoll hatten seine Worte aus sich hinausgerissen. Er kam sich wie nackt vor. Es fröstelte ihn. Da fiel es ihm auf, dass er von einem weit zurückliegenden Erlebnis, das ihn sehr aufgewühlt hatte, überwältigt worden und von seinem ursprünglichen Gedankengang weggeraten war. Ja wie von meinem Vorsatz . . . . und genau wie soeben Kanulf selbst von etwas anderem . . . Das brachte ihn sofort zurück. Er schwieg und wartete, fast ohne zu atmen.

Kanulf, dessen Unsicherheit während seiner jüngsten Worte immer mehr gewachsen war, hatte die Leidenschaftlichkeit Scharolls gehässig gemacht. Da er das jedoch fühlte, vermehrte es seine Unsicherheit noch. Um sich zu sammeln, betrachtete er Scharolls Hand, die vom Tisch herabhing. Da quoll es in ihm auf, als müsse er ihm etwas Liebes sagen. Nun wusste er sich nicht mehr zu helfen und fragte viel zu laut: „Seit wann sind Sie in Berlin?“

Scharoll betrat eine Bereitschaft, deren Angespanntheit ihn fast schmertzte. „Seit wann? . . . Ja, seit einigen Wochen . . . Das wissen Sie aber doch . . .“

„Gefällt es Ihnen hier?“

„Es ist doch ganz gleichgültig, wo man lebt.“

„Würden Sie denn auch in einem ganz kleinen Dorf, im Harz zum Beispiel leben können?“

„Ja, wenn ich dort leben könnte.“

„Ja, warum sollten Sie denn dort nicht leben können? . . . Ach so . . . ja natürlich . . .“ Kanulf war geradezu erbost darüber, dass er es nicht sofort verstanden hatte. Fast wusste er schon,

dass er sich zu verlieren begann. „Aber in Berlin ist es zweifellos am angenehmsten und auch am billigsten . . . Sagen Sie, kennen Sie Paris? . . . ."

„Ja."

„So, Sie kennen Paris! . . ." Ein völlig naives Staunen überrumpelte ihn. Mein Gott, was fällt mir denn nur ein, tobte er, wie ist denn das nur möglich, o ich Trottel, ich Trottel . . „Gefällt Ihnen Paris?" Das brachte ihn ausser sich. Es überschwemmte ihn uneindämmbar . . . Seine Finger begannen zu zittern.

„Ja, Paris ist eine schöne Stadt. Allerdings für deutsche Begriffe schmutzig." Scharoll sass unbeweglich da und unnachsichtig. Er wusste, dass es herauskommen würde. Dennoch fühlte er die Besorgnis, es könnte anders werden. Um das aber zu verhindern, sagte er sich ganz langsam innerlich vor, werde ich anfangen, mehr zu sprechen . . . das reizt, ja. . .

„Sóooo . . .? Und die Menschen?" Wenn jetzt doch irgendwer an den Tisch käme, flehte Kanulf verzweifelt.

„Ja, die Pariserin ist ein reizvolles Geschöpf. Aber sie ist wasserscheu und hat häufig Ungeziefer. Ich meine selbstverständlich nicht die mondäne Pariserin aus dem Faubourg St. Germain. . . Was ist denn? . . . Ja, obwohl sie nicht so sauber aussieht wie ein deutsches Stubenmädchen. Ich meine die kleinen Ladenmamsells, Putzmacherinnen und Modelle, die Midinettes natürlich obenan. Aber diese Kleinen können sich das leisten. Sie brauchen nicht zu besorgen, ihren chéri dadurch zu verlieren, selbst wenn ihm diese Eigenschaften nicht durchaus zusagen sollten. Denn die jungen Männer, die aus aller Welt nach Paris kommen und meist ohne mehr Geld als für die ersten beiden Wochen, stehen bald vis-à-vis de rien. Und da in Paris die weibliche Konkurrenz in den kleinen Berufen sehr gross ist und überall siegreich, müssen sie sich an die Konkurrenz anschliessen u. dieser Anschluss endet immer mit einer Liebschaft. Aber diese Mädchen setzen ihren Ehrgeiz darein, dass chéri nicht arbeitet. Sie stellen ihn höher als sich selbst. Sie sind nur glücklich, wenn sie während der Arbeit wissen, dass chéri jetzt über einer Erfindung grübelt, die sie beide mit einem Schlag reich machen wird, oder an einem grossen Werk schreibt, das ihn und auch sie berühmt machen wird, oder auch nur, dass er im Café Zigaretten raucht und den Midinettes die Köpfe verdreht. Nirgends wird . . ."

In diesem Augenblick klopfte Kanulf mit dem Finger viermal auf die Tischplatte. Dann hob er den Kopf, leckte die Unterlippe und zog sie durch die Zähne. „Das ist ja doch alles nicht nötig." Seine Stimme war heiser und schwer. „Es war mir natürlich . . . natürlich schon an jenem Abend klar, dass Germaine von Ihnen beeinflusst wurde. Ich gab mir auch gar keine Mühe herauszubekommen, wo und wann sie mit Ihnen zusammen war,

Es stand für mich einfach fest. Und dass ich heute diese Aussprache suchte, das sollte für mich nur die letzte Bestätigung sein. O wie billig Ihre Mittel sind! Den Flaneur gegen den Staatsbeamten ausspielen! Den Künstler gegen den Arbeiter! Ich meine, das Fräulein, das auf diese Romantik nicht hineinfliegt, wenn sie pathetisch genug vorgeturnt wird, ist noch nicht empfangen worden! Und dann, sollten Sie vielleicht so läppisch sein wollen zu behaupten, ich halluziniere, so unterschätzen Sie meine Psychologie. Wenn man den Faubourg St. Germaine so bei den . . . ja gewiss, bei den braunen Haaren herbeizieht und zu oft als erforderlich den chéri anbringt, der man ja doch so gerne schon ungeschmälert sein möchte . . . ich meine, da ist nichts mehr zu wollen, lieber Scharoll, aber schon gar nichts mehr. Ich sehe nur bei der ganzen Geschichte nicht ein, warum Sie und Germaine nicht offen gegen mich waren. Sie kennen mich ja so weit, um zu wissen, dass ich nicht mit dem Säbel oder mit Paragraphen komme. Aber natürlich . . . diese Möglichkeiten haben Sie ihr ja eingeredet, um Ihrer Sache sicherer zu sein, ja natürlich. . ."

„Aber Kanulf, was . . ."

„Ja natürlich. . . ja, ja. . . . Ich bin doch kein frischgelegter Hase. Ich weiss doch bis auf die Silben Ihr ganzes Arrangement und verhehle Ihnen keinen Augenblick, dass ich Sie bekomplimentiere. Sie haben ganz meisterlich gespielt, so meisterlich, dass ich, als ich an den Tisch kam, meinen ganzen Plan umwarf und mich regelrecht entschuldigen wollte. Da spielt der Herr aber sofort den Gestörten, Belästigten. Das Gegenteil natürlich! Sehr fein, muss man schon zugeben. So fein, dass ich wahrhaftig alles in den Wind schmiss und einfach glaubte, er ist arrogant und arrogant wurde. Aber dann kam Ihr erster Fehler. Wie konnten Sie auch nur! So tun, als ob Sie nichts mehr wüssten . . . Wissen Sie, wann Sie sich verrieten? Als Sie das doppelgestrichene Jaa so entzückend danebengedehnt losliessen. Aber, das gebe ich ohne weiteres zu, Sie bemerkten Ihren Lapsus sofort und spielten haha . . . zu meiner Beruhigung Persönlichkeit. Grossartig! Wirklich grossartig! Aber das verpatzte ich Ihnen rasch, nicht wahr? Als ob ich nicht gewusst hätte, dass man nur mit Konversation hineingelegt werden kann! Und ich habe Sie hineingelegt, lieber Scharoll, liebes Scharöllchen. Und nun gestatten Sie, dass ich mich empfehle . . . Ober, zahlen!"

„Kanulf, bleiben Sie, ich werde Sie . . ."

„Pardon . . . überzeugen, nicht wahr, dass Germaine noch ein unschuldiges Kind ist . . . Jaa . . , So wars doch, nicht wahr?"

„So bleiben Sie doch noch einen Augenblick."

„Aber, aber . . halten Sie sich doch nicht selber für so albern. Sie, Ober, also wenn die Kleine kommt, Sie wissen schon, so

sagen Sie ihr, dass ich Herrn Scharoll gebeten habe, auf sie zu warten . . . Hier , . . Leben Sie recht wohl, mon chéri . . ."

Nach fünf Minuten warf Scharoll ein Glas zu Boden, dass es knallend zersprang. Wollüstig schluckte er die verachtungsvollen, höhnischen, mitleidigen Blicke der Umsitzenden. Dann verliess er hastig das Café.

Walter Serner

Trauer

Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.
Niemals werd ich mehr von Herzen lachen können.

In der Mühle meiner Einsamkeit vermodern
muss die reiche Ernte. Nie wird weisses Brot
Aus dem Ueberflusse meiner Tennen.

Während rings die Flammen stärker lodern,
ist mein Tag umdunkelt und mein Lied für immer still.
Schnee deckt Alles, was ich blühen will.
Unter meinen Schritten schreit das Blut der Brüder;
aber die uns hassen, steigen stolz gegürtet,
unbezwinglich! —

Müde wird mein junger Mut und immer müder:
Wo sind die, die einst mein Wein bewirtet?
Ach, sie liessen sich zu fremden Wimpeln werben
Oder ruhn in Gärten, die ein gütig Von-Nichts-Wissen gönnen . . .
Meine Seele ist betrübt zum Sterben,
und nie mehr werd ich von Herzen lachen können.

Max Herrmann, Neisse

Inhalt der vorigen Nummer: